



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland

Krieg von Hochfelden, Georg Heinrich

Stuttgart, 1859

Hohenrhätien

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62246](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62246)

dert in sicilischen, apulischen und toskanischen Aufzeichnungen erscheinen, dergleichen auch die Atalaciae in Spanien und Portugal. So finden wir denn auch das Wort „Girones,“ bisweilen auch Zirones, zur Bezeichnung eines innern Abschnittes in den Aufzeichnungen aus dem Ende des XIII. und dem Anfange des XIV. Jahrhunderts wohl einem arabischen nachgebildet. Ebenso brachten die Normannen schon im XI. Jahrhundert mit ihren eigenthümlichen Wohnburgen auch deren Namen Dunjoni und jenen der oft künstlich isolirten oder angeschütteten Erdhügel (Mottae), nach Unteritalien. Obgleich diese gesammte Terminologie grossentheils einer viel spätern Zeit als der ottonischen angehört, halten wir es dennoch für angemessen, sie ein für allemal hier zu erledigen, denn solche technische Ausdrücke auf Gegenstände die ihnen nicht zukommen angewendet, tragen nur dazu bei, die Verwirrung zu mehren.

Burgen aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

Wie die Baukunst überhaupt, so erhob sich denn auch der Burgenbau, im eben entwickelten Sinne, zuvörderst in den sächsischen Landen. Neben den Burgen Wettin, Barby, Wurtzen, Rochlitz, Giebichenstein, Grimmlersleben, Treben, Möckern u. s. w. tauchen nach und nach auch im übrigen Deutschland urkundlich immer mehr Burgen auf, wie z. B. Rhäzius an der Churer Strasse, Kyburg, Hohenbregenz gegen das Ende des X. Jahrhunderts: Dillingen im Jahr 955; Nellenburg im Jahr 991; Kumburg im Jahr 994, die wir vor vielen andern nur deshalb hier anführen, weil die darauf bezüglichen urkundlichen Aufzeichnungen uns gerade zur Hand sind. Alle (mit Ausnahme der ersten) sind zugleich auch die Namen der Grafengeschlechter, welchen sie angehörten.

Ob die noch übrigen Reste einer Burg aus dem Ende des X. oder dem Anfange des XI. Jahrhunderts herrühren, ist in der Regel nicht nachzuweisen, denn in jeder stetigen Entwicklung macht die Jahrszahl keineswegs einen Strich oder Absatz. Selbst die Urkunden entscheiden nicht immer, weil oft ein alter Bau mittlerweile durch einen neuen ersetzt, oft auch die Urkunde erst lange Zeit nach Erbauung der Burg, deren sie erwähnt, ausgestellt wurde. Wenn wir eine und die andere Burg nach ihrer nähern Betrachtung dem X. Jahrhundert zuschreiben, so kann hier streng genommen nur von einer Vermuthung die Rede sein, die übrigens durch die historischen, wie durch die Terrainverhältnisse und die Technik, wohl als nicht unbegründet erscheinen dürfte.

Hohenrhätien (Kanton Graubünden) an der Strasse von Chur, zwischen ihren Verastungen nach dem Julier und Septimer, durch das Oberhalbsteiner- und nach dem Splügen und Bernhardin, durch das Schamser- und Rheinwald-Thal; eine der oben erwähnten Burgen deutschen Namens im romaun'schen Sprachgebiet.

Der kurze und felsige Ast des wildesten Hochgebirges, der vom Septimer aus in nördlicher Richtung sich zwischen die Thäler von Schams und Oberhalbstein hineinschiebt, endigt plötzlich in einer 600' hohen senkrechten Felswand, an deren Fusse der Hinterrhein sich durch die von ihr und den gegenüber stehenden Abstürzen des Pitz-Beverin gebildeten, sehr engen Scharte, aus dem Becken des Schamser in jenes des Domletschger-Thales windet. Oben am äussersten Saume jener senkrechten Felswand liegt die Burg Hohenrhätien. Höchst wahrscheinlich hat schon in der frühesten Zeit ein Weg durch diese Scharte in der kürzesten Richtung beide Thalbecken mit einander verbunden,¹ während ein bequemerer römischer Strassenast über den Heinzenberg die Scharte umging und oberhalb derselben, in's Schamser-, wie auch in's Rheinwaldbecken herabstieg. Im Jahr 1471 wurde der Weg durch die enge Scharte zu einer Strasse mit dem (wahrscheinlich ältern) Namen der Via mala erweitert, im Jahr 1826 aber zu einer der bequemsten und grossartigsten Alpenstrassen erhoben.

Das Terrain, auf dessen nördlichster Spitze die Burg liegt, hängt keineswegs mit dem übrigen Rücken zusammen, es wird vielmehr von demselben durch eine breite, grösstentheils mit Dammerde ausgefüllte Schlucht getrennt, die in östlicher Richtung sich gegen das Domletschger herabsenkt; durch diese Schlucht zieht der einzige Weg nach der Burg. Das auf diese Weise völlig isolirte und für eine kleinere Befestigungsanlage trefflich gewählte Terrain hat die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks von 120—130 Schritt Seitenlänge, dessen nördliche Spitze die oben erwähnte, 600' hohe, senkrechte Felsenwand, dessen gegen Süden gerichtete Grundlinie aber, die gegen Osten, anfänglich nur sanft hinabsteigende Schlucht bildet; daher ist diese am Rande der Schlucht hinziehende Grundlinie keineswegs horizontal, sondern etwas wenig gegen Osten geneigt. In ihrer ganzen Ausdehnung, somit auch an ihrem westlichen, gegen die oben erwähnte vielfach gekrümmte Scharte gerichteten Endpunkte, liegt sie tiefer als die nördliche Spitze des Dreiecks, zu welcher dessen ganzer mit einer dünnen Erdschichte bedeckter Flächenraum in sanften Wellen hinaufsteigt. Von den beiden Seiten des Dreiecks wird die nordwestliche durch die ununterbrochene Fortsetzung der hohen, senkrechten Felswand gebildet, und ist somit nicht nur unangreifbar, sondern völlig unnahbar; um einen Theil der nordöstlichen windet sich die nämliche Felswand, weiter gegen Süden verliert sie sich in das obere, steile und hin und wieder felsigte Gehänge der südlichen Schlucht. Daher ist denn auch diese Seite

¹ Es ist kaum glaublich, dass nicht schon in der frühesten Zeit ein rauherer Weg und Steg durch diese Schluchten geführt, zumal beim südlichen Eingang in die Via mala eine Kapelle gestanden, die dem h. Ambrosius geweiht, in der Volkssprache Sant Ambriesch, oder la Baselgia (Basilika) genannt wurde. Röder u. v. Tschärner, l. cit. p. 183.

des Dreieckes; wegen des steilen und felsigten Abfalles des vorliegenden Terrains, unangreifbar. Man sieht von hier aus die gleichfalls im romaun'schen Sprachgebiete des Domletschg, an der Churer Strasse gelegenen uralten Burgen Hohentrins und Rhäzüns. Der ganze, aus dichter Waldung emporsteigende, an seinen obern Halden und auf seinem gegen Südosten geneigten Gipfel, mit Triften geschmückte Berg, der seine milde Seite gegen das weite fruchtbare Thal des Domletschg, seine rauhe aber gegen die Kluft wendet, heisst im Munde des Volks der „Johannisberg,“ nach einer diesem Heiligen geweihten Kapelle, wie die Sage will der ältesten christlichen Kirche des Thales; eine Eigenschaft, die übrigens hier zu Lande beinahe jeder alten Kapelle beigelegt wird. Sie steht ausserhalb der südlichen Umfassung der Burg, und ist, gegenwärtig verfallen, in allen ihren noch übrigen Theilen, im XVI. oder XVII. Jahrhundert, somit erst lange nach der völligen Zerstörung der Burg, erbaut worden. Vielleicht war früher eine Kapelle dieses Namens im Innern derselben.

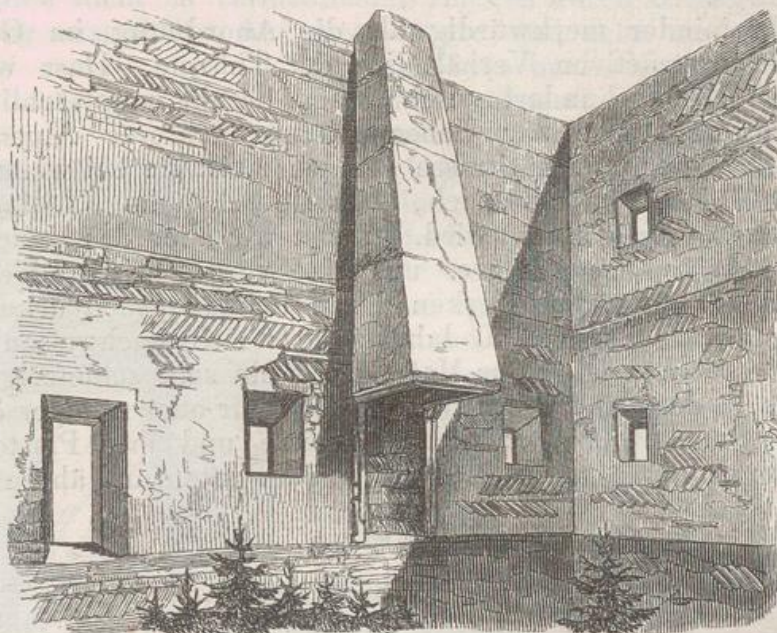
Auf einem Terrain wie diese Felskuppe, ist die Anordnung der Befestigungswerke durch die Natur vorgezeichnet, und so finden wir denn hier drei quadratische Thürme, an jedem Eckpunkte des Dreieckes einen. Jener an der Spitze ist als Reduit und Kernwerk der gesammten Anlage der grösste, er ist aussen gemessen 9,84 Metres lang und breit, die beiden andern auf den beiden Endpunkten der Grundlinie haben nur 8,10 Metr., zur Länge und Breite. Diese Grundlinie, die einzige Angriffsfront, wurde durch die vorliegende Schlucht und durch eine Ringmauer gebildet, von welcher sich über dem Boden nichts mehr erhalten hat; eine ähnliche zog wohl auch auf der nordöstlichen Seite hin, während für die nordwestliche, gegen die senkrecht abstürzende Kluft gerichtete, nur eine dünne Brustmauer genügte. Da der Weg durch die südliche, gegen Osten herabziehende Schlucht die einzige Verbindung mit der ganz isolirten Bergspitze bildete, so musste dieser, in ziemlicher Entfernung weiter abwärts, dort, wo sich hiezu eine geeignete Stelle bot, durch eine für diesen speciellen Zweck erbaute kleinere Burg, in der Art eines detachirten selbständigen Werkes, geschützt werden; eine Anordnung, die während des ganzen Mittelalters hin und wieder gefunden wird und auf die wir noch mehrmals zurückkommen. Eine solche kleinere Burg ist hier die Burg Ehrenfels, aus einem viereckigten Thurme, einem daran gelehnten Wohnhause und einer Ringmauer bestehend. Sie wurde schon früher zerstört und wiederhergestellt, wie es scheint am Ende des XIII. oder im Anfange des XIV. Jahrhunderts, und gehört somit nicht in den Kreis unserer speciellen Betrachtung. Aus dem Geschlecht ihrer Dienstmannen war im XII. Jahrhundert Egino Bischof zu Chur.

Die Anordnung der Burg Hohenrhätien zeigt uns die getreue Nachahmung jener alten römischen des Hofes zu Chur, denselben

dreieckigten, durch Terrainhindernisse geschützten Umzug der gesammten Anlage, dieselben quadratischen Thürme an den Ecken, und dieselbe, dort nur vermuthete hier aber wirklich nachzuweisende, innere Vertheidigung durch einenvor bereiteten Abschnitt; denn vor dem nördlichen Thurme, als dem Kernwerk, zieht in einem mittlern Abstände von etwa 35—40 Schritten eine, in flachem Bogen vortretende, Abschnittsmauer mit ihrem Graben von der westlichen Seite des Dreiecks zur östlichen, an beide sich anschliessend. Der ziemlich verschüttete Graben hat noch immer eine Tiefe von 8—10 Fuss, der Untersatz der Abschnittsmauer ist mit Schutt und Erde überdeckt. Im Innern des Abschnittes, an die Ostseite des Thurmes angelehnt, nicht in sie eingebunden, stehen noch, in spärlichen Ueberresten, die ganz roh, aus gewöhnlichem Bruchstein aufgeführten Mauern eines spätern, hart an den Felsenrand vortretenden Wohnhauses. Der Angriff auf diesen Abschnitt konnte erst nach Eroberung der beiden vorliegenden Thürme beginnen. Diese steigen, ohne Sockel und Untersatz, wie zwei mächtige viereckigte Pfeiler empor, sind über dem Erdgeschoss noch zwei Stockwerke hoch, und ihre Mauern, die sich in den beiden obern Stockwerken etwas weniges verdünnen, unten am Boden 5' dick. Fenster und Pforten befinden sich bei beiden, im Erdgeschoss keine; im südwestlichen Thurme nur eine einzige Pforte auf der gegen den Feind gerichteten Seite des ersten Stockwerkes, im südöstlichen, am meisten gegen die Schlucht vortretenden und zwar ebenfalls auf der gegen den Feind gerichteten Seite deren zwei, wovon die eine, im ersten Stockwerk, rechts an der anstossenden Seitenwand des Thurmes, die andere ebenso links im zweiten Stockwerk sich öffnet. Ein oder zwei niedrige und enge Fenster oder vielmehr Schlitze gehen in den beiden Stockwerken beider Thürme auf den innern Raum der Burg, d. h. den Hof. Die untere Pforte, im südöstlichen Thurm, hat unterhalb ihrer Schwelle zwei später nur roh eingebrochene Löcher zur Aufnahme von Balken für einen hölzernen Vorbau oder für eine Brücke. Wir haben solche Löcher schon mehrere Male an römischen Thürmen gefunden (Fig. 41, 47, 63). Unsere beiden Thürme zeigen ferner nicht die geringste Spur des Anschlusses an eine Mauer, sie standen somit vollkommen frei; vielleicht als Kernwerke kleinerer Umfassungen, die von einer Seite des Dreiecks zum andern ziehend, hier ebenfalls kleinere Abschnitte bildeten, und den zwischen ihnen gelegenen Eingang in die Burg in Flanke und Rücken nahmen. Auf dem sanft ansteigenden Terrain musste der Feind den Angriff bei dem ihm zunächst und am tiefsten gelegenen, südöstlichen Thurme beginnen, und dieser wurde in seiner Plattform von jener des südwestlichen, und beide von jener des nördlichen, bedeutend höhern Hauptthurmes, beherrscht. Dieser erhebt sich drei Stockwerke hoch über das Erdgeschoss, seine gegen den Hof gerichtete Pforte und zwei Fenster

neben derselben liegen im zweiten Stockwerke, dessen innerer Raum, wie die Abbildung zeigt, als Wohnung gedient hat. Wir

Fig. 92.



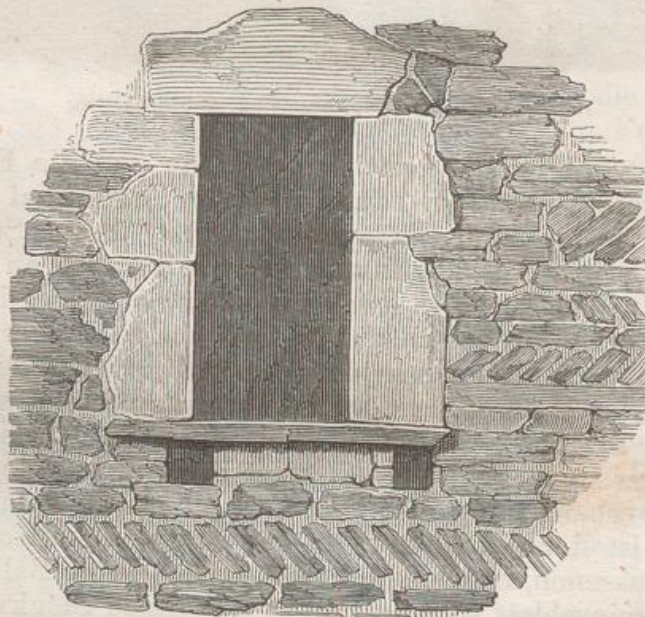
Innerer Raum des Hauptthurms auf Hohen-Rhätien.

sehen hier zuvörderst die Details der Pforte und die Fenster, die nicht überwölbt, sondern durch Platten horizontal überdeckt sind. Die Fenster- und Thürpfosten nebst ihrem Sturz stehen 3 bis 4" über die innere Laibung hervor, die sich an der Pforte weniger als an den Fenstern nach innen erweitert. Die Brüstung an den Fenstern ist so dick wie die übrige Mauer und oben nicht abgeschrägt. Der Feuerplatz eines Kamines, mit den Spuren vortretender Halbsäulen oder Pfeiler, scheint erst später, aber noch immer im Laufe des XII. Jahrhunderts, in die Mauer gebrochen, denn seine Verkleidung zeigt noch immer den ährenförmigen Steinverband, der um jene Zeit so häufig gefunden wird. Merkwürdig ist der Kaminmantel, der auf zwei horizontal in die Mauer eingelassenen, durch eine Pfette verbundenen Balken ruhend, sich zum Kaminschlott verengt und so das dritte Stockwerk durchziehend, bis zur Brustmauer der Plattform emporsteigt. Dieser keineswegs in der Dicke der Ringmauer angebrachte, sondern nur etwas Weniges darin eingelassene Schlott, scheint nicht gleichzeitig mit dem Kamin, sondern erst später hinzugefügt, nachdem ein kürzerer, in älterer Weise schräg durch die Mauer geführter, sich als ungenügend erwiesen. Seit dem Ende des XV. Jahrhunderts liegt Hohenrhätien in Trümmern und so trotz denn

dieser leichte, aus den dünnen und schieferigen Platten des hiesigen Baumaterials errichtete und reichlich mit Lehm und Mörtel überstrichene, frei an der Mauer hängende Bau, seit mehr als vierthalb Jahrhunderten, dem Schnee und den Stürmen des Hochgebirgs.¹

Nicht minder merkwürdig als die Anordnung im Ganzen, sind die constructiven Verhältnisse der Thürme. Dass wir die Burg dem X. Jahrhundert zuschreiben, beruht hauptsächlich auf ihrer centralen Lage zur Ueberwachung mehrerer Alpenpässe. Von allen an der Churer Strasse gelegenen, ist sie bei weitem die wichtigste. Hiezu kömmt noch, dass sie schon im XI. Jahrhundert in Urkunden genannt wird. Wenn wir aber das Mauerwerk näher betrachten, so zeigt es uns eine vorgeschrittene Technik, wie sie anderwärts, bei Werken deren Erbauungszeit urkundlich als jene des XI. und XII. Jahrhunderts sich nachweisen lässt, keineswegs vorkömmt. Das Material ist ein sehr schieferiges Gestein, das in der Nähe gebrochen und in mehr oder weniger dicken Platten vermauert wurde; die Thürstürze und ihre Pfosten bestehen aus Findlingen. Horizontal gelegte Platten und ährenförmig

Fig. 93.



Die untere Pforte im südöstlichen Thurm auf Hohen-Rhätien.

¹ In constructiver Beziehung ist hier zu bemerken, dass die beiden hölzernen, durch eine Pfette verbundenen Träger des Kaminmantels nicht ganz 3' über die Wandfläche vortreten und mit ihrer übrigen Länge in der in dieser Höhe immer noch beinahe 4' dicken Mauer liegen; ferner dass solche Gerüste in zunehmender Höhe und Verjüngung, zum Behufe der Entlastung des untersten sich mehrfach wiederholen. Hudson Turner, in seiner Domestic Architecture (Oxford, bei Parker 1831), T. I. p. 84, bringt die Abbildung eines ähnlichen Kaminmantels zu Corden an der Mosel.

gestellte bilden wechselnde, durchlaufende Schichten. Die an ihren Stossfugen oft sehr splitterigen Platten sind in den horizontalen Lagern gut aneinander gepasst, in den ährenförmigen die oben und unten nicht zu vermeidenden Lücken durch kleinere Brocken sorgfältig ausgefüllt. Auf diese Weise sind denn auch die Find-

Fig. 94.



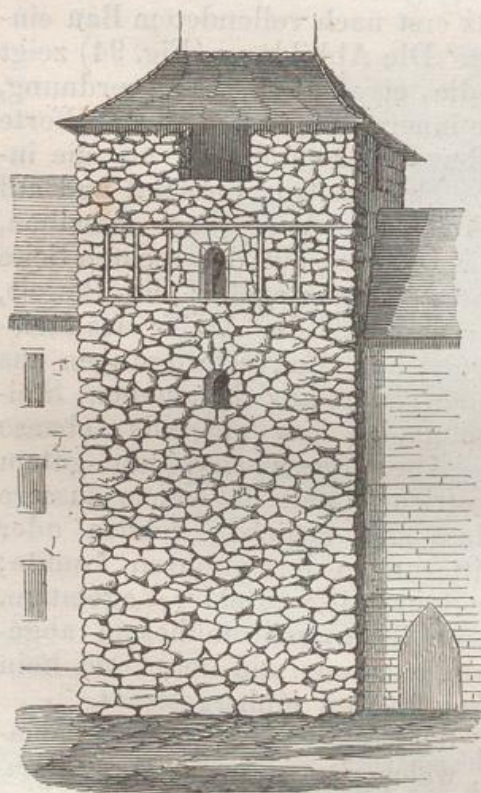
Die obere Pforte am südöstlichen Thurm.

linge an ihren in die Mauer reichenden, höchst unregelmässigen Flächen ganz gut eingepasst, die in der vordern Mauerflucht liegenden glattgemeisselt, sowie auch ihre, die Thürpfosten und Thürstürze bildenden Seiten. Bisweilen sind die $2\frac{1}{2}'$ breiten und $5'$ hohen Thüren an ihrem äussern Rande mit einem äusserst genau und sorgfältig gearbeiteten Falze umzogen (Fig. 94). Die Arbeit des Meissels, so spärlich sie hier vorkömmt, ist jener an den Burgen aus der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts weit überlegen. Wahrscheinlich wurde der Falz erst nach vollendetem Bau eingehauen. Die Abbildung (Fig. 94) zeigt ferner die eigenthümliche Anordnung, dass die innere Fläche der an die Pforte stossenden Seitenwand sich als die innere des Thürpfostens fortsetzt und auf diese Weise der Vorsprung desselben, sowie die Laibung auf der rechten Seite des Eintretenden wegfällt; ein Beweis, wie sehr man mit der Arbeit des Meissels gezeigt hat. Eckverfestigungen aus Findlingen oder aus behauenen Steinen finden sich hier nirgends, ebenso wenig Ueberreste von Ziegeln. Alle Fugen sind mit gutem Mörtel auf das Sorgfältigste ausgestrichen und die ganze äussere Mauerfläche so glatt gerieben, dass sich nirgends Schnee oder Feuchtigkeit sammeln und Verwitterungen herbeiführen konnte; nirgends sind Ritze oder auch nur Spuren irgend einer Vegetation. Die Thürme stehen, mit Ausnahme ihrer wohl mühesam abgebrochenen Plattformen und Zinnen, vor uns wie neu, und kein herabgefallenes Material ist an ihren Füßen umhergestreut.

Die Vermuthung liegt nahe, dass diese Thürme von comasinen Maurern gebaut wurden, welchen man noch jetzt in Italien den ährenförmigen Steinverband zuschreibt. Die Verbindung zwischen Oberitalien und Graubünden war schon in frühen Zeiten bedeutend, gehörte doch das Bisthum Chur bis in's IX. Jahrhundert unter die Metropole von Mailand. Wenn wir nicht schon während des fränkischen Zeitraumes jenen

comasinischen Maurern, oder vielmehr ihren Werken ausserhalb Italiens, begegnen, so mag sich dieses durch den neuen Aufschwung der städtischen Gemeinden, des Wohlstandes und somit auch der Gewerbe, sowie durch den häufigen Verkehr mit Deutschland, erklären lassen, was alles erst unter den Ottonen begann. Auch anderwärts, zuerst auf den nördlichen Abhängen der ganzen Alpenkette, begegnen wir den Spuren dieser Technik, welche sich im ährenförmigen Steinverband und in kundiger Verwendung unregelmässiger Findlinge, im Laufe des XII. Jahrhunderts nach Frankreich, England und bis in's nordöstliche Deutschland verbreitet hat. Noch in unsern Tagen wird der ährenförmige Verband an vielen Orten in Deutschland und in Frankreich gebraucht, namentlich dort, wo unregelmässige Geschiebe der Flüsse als Baumaterial dienen. Diese Ansichten von der Verbreitung der comasinischen Technik sprechen wir indessen hier nur als Vermuthung aus, um die Aufmerksamkeit auf diesen, für die Culturgeschichte keineswegs unwichtigen Gegenstand zu lenken.

Fig. 95.



Der Thurm zu Frauenfeld.

Der Thurm zu Frauenfeld (Kanton Thurgau), auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Murg, die hier aus einem Einschnitte des Gebirges in die Thalebene der Thur tritt. Nur der auf drei Seiten von neueren Gebäuden umschlossene viereckigte Thurm ist, seiner constructiven Verhältnisse wegen, der Gegenstand unserer Untersuchungen. Wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts der Sitz eines reichenauischen Dienstmannes,¹ fiel er mit dem kyburgischen Erbe an Habsburg und im Jahr 1460 an die sogenannten „sieben Orte“ der Eidgenossen. Mehrere dieser letztern Besitzer haben an der alten Burg so lange gebaut und geändert, bis sie ein gewöhnliches, grosses Wohnhaus geworden ist, das noch immer, unter dem Namen des Schlosses, die Geschäftslokale und Wohnungen einiger Beamten enthält und in dessen,

¹ Obgleich wir die Sagen niemals als historische Quellen betrachten, so können wir dennoch eine, auf Frauenfeld bezügliche, nicht wohl übergehen,